

Georg Christoph Tholen

### **Überschneidungen. Konturen einer Theorie der Medialität.**

[**Auszug** aus der Einleitung zu: S. Schade/G.C. Tholen (Hg.), *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, München 1999 [Fink], S. 15-35

#### 1. Interferenz der Medien

Die Frage, ob Medien einen tiefgreifenden Wandel von Gesellschaft, Kultur und Wahrnehmung markieren, ist keine bloß randständige mehr. Allein schon eine kursorische Bestandsaufnahme der Literatur, die seit etwa 1985 nicht mehr nur in der Perspektive der Wirkungsforschung einzelne Massenmedien wie das Telefon, den Film, das Radio oder das Fernsehen untersucht, sondern zunehmend nach den medialen Bedingungen der Kultur<sup>1</sup> überhaupt fragt, belegt, daß die Funktion der Medien unser Selbstverständnis nachhaltig irritiert. Das genannte Datum ist kein bloß zufälliges: Erst mit der zu diesem Zeitpunkt unübersehbar werdenden Verbreitung des Computers als einem *universellen*, die vormaligen Medien integrierenden Medium überlagert sich die Frage nach dem alltäglichen Gebrauch der Medien und ihrer Normen mit der nach der Struktur der Medialität *als solcher*.

Worin zeigt sich diese Medialität, zunächst in medientechnischen Sinne? Mit der digitalen Codierbarkeit lassen sich mit dem Computer, wie informationstheoretische, semiotische und technikhistorische Analysen ergeben haben, die Verfahren der Speicherung, Übertragung und

---

<sup>1</sup> vgl. zu dieser paradigmatischen Verschiebung der Fragestellung in den Kulturwissenschaften, deren epistemologische Probleme hierzulande zunächst und vor allem in der Literaturwissenschaft (vgl. unter anderem Kittler 1985, Gumbrecht/ Pfeiffer 1988, Jäger/Switalla 1992, Karpenstein-Eßbach 1995, Matejovski/Kittler 1996) diskutiert wurden und werden, u.a. den instruktiven Beitrag von Georg Stanitzek (Stanitzek 1995), in dem er präzise den Geltungsverlust des kulturkritischen Diskurses, aber auch der euphorischen Überschätzung der neuen Medien als einer ganz 'anderen Wirklichkeit' rekonstruiert: Die Klage über das 'Ende der Schriftkultur' und die 'Dissoziation der kulturellen Öffentlichkeit' usw. wiederholt nicht nur vergleichbare Abwehrgesten, wie sie vom Buchdruck über den Film bis zum Computer stets auftauchten, um der realen oder vermeintlichen *epochalen Zäsur* technischer Medien (vgl. Tholen 1998) zu widerstehen, sondern verliert auch deshalb ihre Attraktivität, weil der immer schon medienvermittelte Konstruktionscharakter von Erzählweisen und Gedächtnisformen, Wahrnehmungsstilen und Wissensordnungen mit der zunächst technisch definierbaren Indifferenz des digitalen Mediums gegenüber den von ihm simulierbaren Sinnbezügen als solcher deutlicher hervortritt. Diese Indifferenz wird dann nämlich als ein In-Differenz-Setzen historisch beschränkter Repräsentationsweisen sichtbar oder lesbar, wenn Medialität nicht mit den materialen Bedingungen der Kommunikation gleichgesetzt wird, sondern als axiomatische Möglichkeit eben dieser Bedingungen selbst untersucht wird. Der technische Vorbehalt des 'Mediums' gegenüber dem, was es 'überträgt', wird so erst zum epistemologisch eigenständigen Horizont der Medientheorie und -geschichte.

Verarbeitung von Signalen und Daten, die wir als unterschiedliche Einzelmedien zu benutzen gewohnt waren, auf ein Medium übertragen. Diese *Übertragbarkeit* nun betrifft aber nicht allein die Simulation von Texten, Bildern oder Tönen, und nicht nur die als Benutzer-Oberfläche reinszenierbare Darstellungsweise unterschiedlicher Medien; aber auch nicht nur ihre apparative Konstellation im multimedialen Verbund. Vielmehr ist es die mit dem digitalen Code möglich gewordene Beliebigkeit der Konfigurationen, die etwa in der neuerdings umworbenen 'Verschmelzung' von Fernsehen, Computer und globaler Telekommunikation einen derart ungewohnten, immateriellen Raum eröffnet hat, daß dessen telematische Maßlosigkeit mit quasi-religiösen Utopien einer globalen Gemeinschaft ebenso besetzt werden kann wie mit einem schlecht unendlichen Pragmatismus, der in der Mittelhaftigkeit der neuen Medien den Abschied von Geschichte und Zweckhaftigkeit überhaupt angekommen sieht.

Mit der in der Mitte der neunziger Jahre in der alltäglichen Anwendung mittlerweile vertraut gewordenen Informationstechnologie, oszilliert die kulturwissenschaftliche Reflexion über den Status der 'neuen' Medien nicht mehr nur zwischen emphatischer Kulturkritik und nüchterer Analyse. Zu beobachten ist eher ein eher ökonomisch orientierter Diskurs, der die Zweckoffenheit der technischen Mittel und ihren Ausstellungswert betont und eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der unabschätzbaren Nutzenwendungen. Anders hingegen begründet sich der im weiteren Sinne ästhetisch zu nennende Diskurs über die Medien. In diesem nämlich bildet sich mit dem den Theorien der *Intertextualität* und der *unendlichen Semiosis* entlehnten Begriff der *Intermedialität* (Albersmeier 1992, Paech 1994, Zima 1995, Müller 1996 u.a.) eine Fragestellung heraus, welche Medialität als Übertragbarkeit, als „Übergängigkeit zwischen den Medien“ (Meyer 1997) zu fassen versucht. Dieser keineswegs schlicht gegebene oder durchmeßbare *Zwischenraum der Medien* läßt sich freilich, wie die Diskursanalyse (Kittler 1985, 1993) gezeigt hat, nicht ohne eine medienhistorische Rückbesinnung auf die Genese des technischen Horizonts eben jenes digitalen Mediums verorten, welches die Übertragbarkeit - d. h. die medienunspezifische Darstellbarkeit von medienspezifischen Darstellungsweisen - ermöglicht hat.

Doch die Frage nach informationstechnischen Dispositiven ersetzt nicht, wie die meisten Beiträge dieses Bandes zu zeigen versuchen, die nach der ästhetischen Disponibilität. Vielmehr werden mit der digitalen Exponierbarkeit von sich wechselseitig fragmentarisierenden

---

‘Erzählweisen’ der Photographie, des Films, des Theaters und der Videokunst diese selbst als Kon-Figurationen sichtbar. Die *Interferenz* zwischen alten und neuen Medien ist, wie ich am Begriff der Disponibilität skizzieren möchte, nicht nur in der Geschichte der medienhistorischen Konkurrenz zwischen Einzelmedien (Literatur und Photographie, Theater und Film usw.), wenn man darunter eine datierbare Abfolge von technischen Erfindungen versteht, wirksam, sondern auch als *Überlagerung* von medialen Weisen der *Sichtbarkeit* (Wiesing 1997).

Die Eigenart oder „Eigensinnigkeit“ (Krämer 1996, 1997) medialer Repräsentation<sup>2</sup>, nachdem sie im Alltagsbewußtsein wie in der Kulturwissenschaft über einen langen Zeitraum hin unterbelichtet geblieben war, gilt nunmehr als ein ‘dichter’ Sachverhalt. Und daß der gegenüber den vormaligen ‘Einzelmedien’ erhöhte Beschleunigungsgrad der Durchsetzung digitaler Medien dazu beitrug, die Frage nach der Medialität unserer Wahrnehmungsweisen, Erkenntnisformen und Kommunikationsstile zu stellen (Gumbrecht/Pfeiffer 1986, 1988, 1991), ist zur Prämisse medengeschichtlicher Untersuchungen geworden. Der gemeinsame Nenner in den bisherigen Definitionen der Medialität der Medien ist nun aber eine seltsam zwiespältige Disponibilität, die nicht aufzugehen scheint in instrumentellen Zweck-Mittel-Bestimmungen, wenngleich deren regional brauchbarer Geltungsanspruch auch im multimedialen Kontext gültig bleibt. Jedoch scheint der pragmatische Horizont der Verwendbarkeiten selbst diffuser zu werden und die Selbstbezüglichkeit der medialen Mittel erkennbarer. Noch irritierender freilich ist der von sich selbst als einem *lokalisierbaren* Raum loslösbare Spielraum der Medien: Es ist gerade seine ‘unsichtliche’ Vor-Gegebenheit, die zum Fokus der Aufmerksamkeit. Unser - nicht auf die Technik reduzierbares - Verständnis des medialen Charakters von Welt-Repräsentationen wird

---

<sup>2</sup> In der neueren Wissenschaftsgeschichte ist die Analyse der wissenschaftserzeugenden bzw. die ‘Räume des Wissens’ verschiebenden Repräsentationen, welche mit den neuen Medien, ihren Kommunikationskanälen und Visualisierungstechniken in den Vordergrund tritt, vorrangig geworden: „spätestens seit den Umwälzungen in der subatomaren Physik [...] und seit der Einführung des Informationsbegriffs in die kybernetischen und medientechnischen Wissenschaften [kann] mit guten Gründen gefragt werden [...], ob die wissenschaftliche Aktivität überhaupt auf so etwas hinausläuft wie ein ‘Bild der Welt’ (Wittgenstein) oder nicht vielmehr auf ein ‘Im-Bild-Sein’ im Sinne eines vorstellenden Bildens (Heidegger).“ (Rheinberger/Hagner/Wahrig-Schmidt 1997, S. 9). Die Eigenart des medialen Vorstellens und Herstellens verändert den epistemischen Rahmen wissenschaftlicher Begriffsbildung, wie es das berühmte Beispiel der photographischen Repräsentation in der Bakteriologie Robert Kochs (‘Das photographische Bild eines Gegenstandes ist unter Umständen wichtiger als dieser selbst.’; vg. hierzu: Schlich 1997) oder, expliziter noch, das molekularbiologische Begriffsfeld der ‘genetischen Information’ als eines Prozesses der *Speicherung*, *Umschreibung* und *Übersetzung* (Rheinberger 1997) gezeigt hat. Mit einem solchen, medientheoretisch orientierten Repräsentationsbegriff läßt sich die dem anthropologischen

disponibler, will sagen: offener für nicht-essentialistische Relationen<sup>3</sup>. Bereits die der Nachrichtentechnik entlehnte Definition der Medialität als *sinn-indifferente* Übertragung von Botschaften (Kittler 1988), zeigte, daß der ‘Sinn’ der Medien in ihrem ‘Sinnvorbehalt’ liegt.

Die Disponibilität der Medien geht, wie Heidegger<sup>4</sup> in seiner Analyse der Axiomatik der naturwissenschaftlich- technischen, ‘bestellbaren’ Sprache der Informationstechnologie vorgeifend bemerkt hat, in anthropologischen oder instrumentellen Definitionen keineswegs auf. Ich möchte zunächst zwei Aspekte dieser im zeitgenössischen Mediendiskurs virulent gewordenen Disponibilität beschreiben, die sich unauflöslich überschneiden: die *pragmatische* und die *metaphorische* Dimension. Hieran anschließend möchte ich den Grundzug der Medialität als Metaphorizität und Mitteilbarkeit näher bestimmen. Unleugbar steigert sich mit dem Übergang von den ‘alten’ zu den ‘neuen’ Medien<sup>5</sup> die *pragmatische* Vielfalt multimedialer Verwendungen, auch wenn diese weder von der Medienindustrie noch von den Nutzern vorentschieden sind oder mit der Idee einer ‘interaktiven Gemeinschaft’ übereinstimmen, die in vollständiger Transparenz mit sich selbst zusammenfallen würde. Den zwischen Werbung, Mythos und Analyse schwankenden Trendanalysen zum globalen Internet als einer utopischen Weltgemeinschaft korrespondieren auf der selben spekulativen Ebene negative Utopien der totalen Transparenz (‘körperlose’ Simulierbarkeit): der vermeintlich ‘reale Raum’ der Welt würde im Zeitalter digitaler Manipulierbarkeit ersetzt durch den ‘virtuellen’ Raum.<sup>6</sup> Die

---

Diskurs der Kulturkritik innewohnende Metaphorik von Urbild versus Abbild, Vermittlung und Unmittelbarkeit in Frage stellen. Vgl. hierzu auch Schuller 1997, Mehrrens 1990.

<sup>3</sup> Die Auflösbarkeit der Dinge und insbesondere der ästhetischen Objekte in ein ‘bloßes Relationsgefüge’, welche mit der Auflösung des ontologischen bzw. referentiell gefaßten Zeichenbegriffs einhergeht, hat Lambert Wiesing in seiner vergleichenden Auswertung der Erkenntnisse der formalen Ästhetik, der Phänomenologie und des ‘formativen Diskurses’ der neuen Medien herausgearbeitet: „Die Relationalität von Dingen wird nicht über eine verbindende Entität erklärt, sondern umgekehrt die Eigenständigkeit der Relata verliert an Wichtigkeit zugunsten der reinen Art und Weise des Verbundenseins.“ (Wiesing 1997, S. 46); die dekonstruktive Ergänzung zu dieser ‘reinen’ Relationenlogik ist die Analyse des ortlosen Zwischenraums, der diese Relationen in ihrer jeweiligen Historizität situierbar macht.

<sup>4</sup> vgl. hierzu Heidegger 1959, 1987, 1990; zusammenfassend: Seubold 1986

<sup>5</sup> ein Übergang, den die Diskursanalyse freilich präziser als eine im Sinne Heideggers und Foucaults epochale Zäsur zwischen analogen und digitalen ‘Aufschreibesystemen’ situiert hat; vgl. hierzu grundlegend: Kittler 1985, Kittler/Schneider/Weber 1987, Kittler/Dotzler 1987 und Kittler 1993

<sup>6</sup> Stefan Münker hat in seiner für unsere Fragestellung grundlegenden Untersuchung zur Diskursfigur des *Cyberspace* das kategoriale Dilemma des Begriffs der *virtuellen Realität* als neuesten ‘Versuch der Verdopplung der Welt’ (Münker 1997) aufgezeigt und die Aporetik jener Mediendiskurse zusammengefaßt, die von einem ontologisch konkurrierenden Gegensatz von echter und simulierter, wahrer und scheinbarer Realität ausgehen und eben daran scheitern müssen: „Um eine Realität im Sinne des [...] Konkurrenzverhältnisses als eine *bloß* virtuelle zu bestimmen, muß man [...] davon ausgehen, daß

melancholische Verlustrhetorik solcher Kulturkritik ist, für sich genommen, kein neues Phänomen: in ihr wiederholt sich die um 1900 schon verbreitete lebensphilosophische Zwiespältigkeit gegenüber technischen Neuerungen, die den Spielraum der Medien beheimaten möchte in einem *gegebenen* und *deshalb* vertrauensstiftenden Horizont. Das Zukünftige - es gleichsam vorweg-nehmend - wird in die statuarischen Bilder einer verfügungsstolzen *Gegenwart* eingefroren.<sup>7</sup>

So ist das zumal in der Literatur zum Cyberspace popularisierte Szenario einer *vollständigen* Medienevolution unschwer als ein quasi-theologisches Versprechen zu entziffern, in dem sich die Frage nach der Dazwischenkunft des Medialen in die beschworene Gewißheit einer vollendeten *Ankunft des Abschieds* selbst (vom Buch, von der Literatur, vom Menschen oder seiner natürlichen Wahrnehmung, von der Geschichte überhaupt) übersetzt. Daß in solchen *Trendsetter* - Modellen die unverfügbare Zäsur des Vergangenen wie Zukünftigen in einer verabsolutierten Gegenwart auflösbar scheint, gelingt nur in einer fast schon halluzinatorisch zu nennenden Symbiose von Mensch und Medium. Ein Beispiel mag hier das Muster dieser gegenwartsaufspreizung veranschaulichen: „Und seit das Zentralnervensystem technisch implementiert ist, können wir Leben als Informationsfluß verstehen.“ (Bolz 1993, S. 35). Ein solcher Anthropomorphismus bedarf natürlich, um sich zu vergewissern, einer quasi-biologischen, also geschichtsunabhängig sich begründenden Metaphorik: „Alle neuen Medien sind Extensionen des Menschen, die ihn so lange narkotisieren, bis er zum Servomechanismus

---

es eine *ursprünglichere* Wirklichkeit gibt, zu der jene erst hinzutritt - um ihr dann möglicherweise die Vorherrschaft streitig zu machen. [...] Wer *virtuelle* Realität sagt, unterstellt damit zugleich [...], es gebe eine *einzig eigentliche und wahre* Wirklichkeit. Das ist falsch. Ebenso absurd ist freilich auch das Gegenteil - die [...] Annahme einer Ubiquität des Scheins, wie sie heute beispielsweise Baudrillard wiederholt mit der Unterstellung, wir führten längst schon ein Schein-Leben 'im endgültigen Nihilismus', in dem es 'kein Jenseits der Simulakren' mehr gibt. [...] Es gibt keine 'virtuelle Realität', weil es 'die eigentliche Wirklichkeit', nicht gibt, gegen die jene sich abgrenzen müßte.“ (Münker 1997, S. 117-118). vgl. hierzu, insbesondere zum manichäisch aufgespreizten Schema einer imaginären Bipolarität von abstrakt und konkret, echt und simuliert, die den medienanthropologischen Diskurs (von Baudrillard bis Virilio) kennzeichnet, auch meinen Versuch, dieses Medienphantasmatik zu dekonstruieren (Tholen 1994)

<sup>7</sup> Das in zeittheoretischer Hinsicht naive Überspringen der in jedem Wortsinn epochalen Zäsur, die den technischen und medialen Erfindungen eignet, artikuliert sich in dem oben genannten imaginären Kurzschluß, gleichviel, ob, wie im apokalyptischen Diskurs (Baudrillard, Virilio, Steiner), der Verlust des Alten beklagt, oder, wie im utopischen Diskurs, die heilsbringende Ankunft des Neuen (McLuhan, de Kerckhove, Bolz) als das 'ganz Andere' beschworen wird. Die These einer erfüllten oder verlorenen Gegenwart (vgl. hierzu Tholen 1997) wiederholt die onto-theologische Geste eben jener Metaphysik der Präsenz, von der dieser postmoderne Mediendiskurs sich doch radikal abzusetzen glaubt. Seine Faszination als Religions-Ersatz ist offenkundig, seine Nachhaltigkeit wohl eher gering

seiner *gadgets* geworden ist. [...] Unter Bedingungen der neuen Medien ist der Mensch nicht mehr Benutzer von Werkzeugen und Apparaten, sondern Moment im Medienverbund. Er tritt in organische Konstruktionen ein.“ (Bolz 1992, S. 134)

Doch das *pragmatische* Moment der Disponibilität zeigt sich unmittelbarer in der maß-losen Vielfalt multimedialer Kombinationen der Speicherbarkeit und Übertragbarkeit von Daten im digitalen Verbundsystem. Eine prostitutiv erscheinende Nachgiebigkeit gegenüber der Herkunft und Form der Daten (Töne, Bilder, Texte, Zeichen usw.) gilt nunmehr für den Umbau der ‘Medienlandschaften’ insgesamt: So stehen derzeit, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in der halb-öffentlich geführten Debatte über die Digitalisierung des Rundfunks und des Fernsehens sowohl Programmformen wie Übertragungswege zur Disposition: Aufgrund der Fortschritte der Netztechnologie ist die Schnittstelle zwischen privaten und öffentlichen Anbietern zu einem politischen und ökonomischen Vakuum geworden: die elektronische Programmführung erlaubt eine ‘interaktive’ bzw. ‘hybride’ Programmzusammenstellung, eine Mischung aus Bestandteilen unterschiedlicher ‘Mediensysteme (Fernsehen, Rundfunk, Internet-Informationdienste usw.). Doch das Verbreitungsspektrum dieser multimedialen Kombinatorik wird natürlich nicht in seiner Vorläufigkeit so belassen, sondern politisch wie marktstrategisch neu ‘besetzt’, d. h. neu aufgeteilt. Und doch zeigt sich in der diese Umgestaltung begleitenden Ratlosigkeit über den ‘wirklichen’ Nutzen neuer Programmformen ein Spielraum der Medialität, der angestammte Programm- und Genre-Definitionen nicht unberührt läßt.<sup>8</sup>

Der Computer - definiert als universelles Medium der symbolischen Verarbeitung von Zeichen, Maschinen und Medien - verweist noch auf einen weiteren Aspekt der Disponibilität: auf die *metaphorische* Dimension. Denn gerade in der die Vielfalt der Verwendungen bewahrenden Bestimmung des Computers *als* Rechenmaschine, Schreibmaschine, Werkzeug, Apparat oder Kommunikationsmedium artikuliert sich ein unentscheidbarer Spielraum von *Als-ob*-Bestimmungen, die dem Computer nicht äußerlich sind. Oder vielmehr: die Äußerlichkeit rein relational bestimmter *Als-Ob*-Bestimmungen strukturiert die mediale Form von Oberflächen,

---

<sup>8</sup> ein ähnlicher Effekt ist mit der Digitaltechnologie im Bereich der *Wissensordnungen* der sogenannten *Informationsgesellschaft* zu beobachten, versteht man darunter das Ensemble der Zugangs-, Verteilungs- und Legitimationsprozeduren von Wissen und dessen berufsbilderverändernden Qualifikationsmerkmale. Auch hier dominiert in den Analysen des medialen Zwischenraums ein pragmatischer Ansatz, der -

deren gestaltwechselnde Offenheit jedwede 'Identität' des Computers *als* Rechner aufschiebt, anders gesagt: supplementiert. In diesem un-eigentlichen Spielraum der Metaphorizität taucht ein Begriff der Medialität auf, der das Feld *ortloser* Platzverschiebungen, das den Raum des Ästhetischen ausmacht, konturieren hilft. Die korrespondierende Nähe der Wendbarkeiten der digitalen Maschinerie mit der *Techné* der Kunst ist freilich keine unmittelbare. Doch die Loslösbarkeit von instrumentellen Bezügen, die gemeinhin dem Ästhetischen als Ort des 'interesselosen Wohlgefallens' zugeschrieben wurde und als *differentielles Spiel des Erscheinen-Lassens* (vgl. hierzu: Derrida 1994, Nancy 1994) neu gefaßt wurde, ist - unter den Bedingungen der digitalen Indifferenz gegenüber Zeichen, Bildern, Tönen und Poetiken - als *In-Differenz-Sein des Technischen* selbst zu reformulieren. Medialität hieße: Gestaltwechsel durch Gestaltentzug zu exponieren und zu konfigurieren - ein Zwischenraum zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem , in dem sich - stets anders - eben dieses 'Zwischen'<sup>9</sup> re-präsentiert.

## 2. Metaphorik des Medialen

Ist der Befund, daß der Computer als programmierbare Maschine zum „ *Integrator* aller vorherigen Medien“ (Coy 1994, S.30) wird bzw. in alle bisherigen Medien *übertragen* wird, nur ein metaphorischer, also uneigentlicher? Doch worin unterschiede sich das nicht-metaphorische, 'eigentliche' *Sein* des Computers '*als solches*' von seinen bloß *übertragenen* Bedeutungen, die in den multimedialer Repräsentationen endlos zu wuchern scheinen? Und wäre die Aussage über das Sein des Computers, die begriffliche Identität des Seins *als solches*, nicht selbst schon eine definitionsgemäß metaphorische? Wie ich eingangs zu zeigen versuchte, geht bereits die basale Definition des Computers als einer *Turing-Maschine*, d.h. als einer das formallogischen Modell der Berechenbarkeit technisch realisierende *Rechenmaschine*, mit derjenigen der *medialen Repräsentierbarkeit* von zweckunspezifischen Daten einher. Und es ist gerade, wie die Geschichte des Computers zeigt, das Prinzip der Digitalisierung - d. h. die „Reduktion der Repräsentation auf logische Informationsverarbeitung“ (Hagen 1994, S.145) - , welches mittels des *informationstechnischen* Begriffs des Mediums als einem „unitären System der Wandlung,

---

vielleicht etwas vorschnell - die progressive Kontinuität des Pragmatischen selbst in den Vordergrund zu stellen scheint (vgl. exemplarisch: Kaiser/Matejovski/Fedrowitz 1993 und Spinner 1998)

<sup>9</sup> Insofern ist der in den letzten Jahren in Wahlverwandschaft mit dem Begriff der *Intertextualität* modern gewordene Begriff der *Intermedialität* nicht gänzlich von Redundanz frei: wenn nämlich Medialität mehr

Übertragung und Speicherung“ (ebenda, S. 145) eine Metaphorik der Medien umschreibt, die sich der Entgegensetzung von Begriff und Metapher, von eigentlichem Sein und uneigentlicher Bedeutung entzieht.<sup>10</sup>

Dieser Entzug des Medialen zeigt sich schon vordergündig in jenen medientheoretischen Definitionen, welche die zunehmende Selbstbezüglichkeit der Medien (Kittler 1989, Krämer 1995) beschreiben: Die These nämlich, daß der Computer *als* symbolische Maschine in der Lage sei, jede andere symbolische Maschine zu repräsentieren, verweist auf einen *atopischen* Raum der *Übertragbarkeit*. Es ist dieser Raum der metaphorischen Unbeständigkeit, der die Als-ob-Bestimmungen des Computers überträgt: Das *Meta-Porein* (Übertragen, Übersetzen, Transportieren) kennzeichnet das Geschehen der medialen Repräsentation ‘unmittelbar’: Der Computer *als* Medium existiert gleichsam nur, indem er sich von sich selbst unterscheidet, will sagen: sich in all seinen *interfaces*, seinen programmierbaren Gestaltungsweisen und Benutzer-Oberflächen, verliert, also seine ‘eigentliche’ Bedeutung aufschiebt. Das digitale Medium existiert in seiner vielgestaltigen Metaphorizität. Doch diese Metaphorizität des Medialen, die ja auch schon für Einzelmedien wie dem Telephon, der Photographie, dem Film, dem Rundfunk usw. gilt, bleibt solange unterbestimmt, als nicht gezeigt wird, daß mit der maschinellen Funktionslogik des Computers die Eigenart der Medialität, sich als unbeständige Übertragung mitzuteilen, *als solche* manifest wird.

Das digitale Medium ist insofern *universell* zu nennen, als seine *Gegebenheitsweise* auf allen Ebenen - vom Prozessor bis zur benutzerfreundlichsten software - die der medialen Übertragung ist; bereits vor und unabhängig von den Inhalten, die übertragen werden. Die immaterielle Eigenschaft des binären Codes - seine rein stellenwertige bzw. differentielle Substitutionslogik

---

und anderes bedeuten soll als Mittel oder Milieu, dann ist sie ja das ‘Inter’ selbst, d.h. dasjenige, was den Medien in ihren instrumentell oder funktional beschreibbaren Gestaltungsweisen *dazwischenkommt*.

<sup>10</sup> „[...] es gibt nichts, was nicht mit der Metapher und durch die Metapher geschähe“ (Derrida, 1987, S. 319). Derrida entfaltet in seinem hier zitierten Beitrag mit dem Titel *Der Entzug der Metapher* bereits eine impizite medientheoretische Orientierung seiner dekonstruktiver Lektüren. Durchaus übereinstimmend zunächst mit Heideggers Bestimmung der sich entziehenden Epoché und Techné der Kunst (Heidegger 1990), vermag es Derridas metaphorologisches Konzept der Transport- und Übertragungsmittel, in dem Denken der ontisch-ontologischen Differenz ein Konzept der Medialität als *Übertragbarkeit* zu entdecken, welche sich ihrerseits dem metaphysischen, abwertenden Begriff des (bloß) Metaphorischen entzieht.



läßt es zu, daß wir in der Definition des Computers<sup>11</sup> und seiner Peripherien (von der Maschinensprache über die Programmiersprachen bis zu den Anwenderprogrammen) stets Übersetzungen begegnen, die kein dingliches Substrat darstellen. Das bis heutige gültige, von John von Neumann entworfene logische Rechnerdesign des Computers folgt dem strikt relationalen Prinzip berechenbarer Sequentialität, indem die Zeichencodes der Daten und Programme in einen „sequentiell aufzählbaren Adressraum“ (Hagen 1994, S.141) gestellt und - wie in der Turing-Maschine - auf binäre Entscheidungen reduziert bzw. in diese übersetzt werden: „Ein Computer ist die schaltungslogische Realisierung arithmetischer und logischer Operatoren [...]. Die Bitmuster [...], mit denen der Befehlssatz der Maschinensprache erstellt wird [...] sind im Befehlsregister gespeicherte Codesequenzen, die im Leitwerk innerhalb der Taktfrequenzen in Steuersignale umgesetzt werden [...] und Mikroprogramme aufrufen. So wird die Überföhrungsfunktion in Halbleitertechnologie *übersetzt* (H.v.m.).“ (Schreiber 1994, S. 100). Was in medientheoretischer Hinsicht an dieser *Übersetzung* als wesentlich gelten kann, ist eben diese relationale Beziehung von substitutiven Operationen als solchen: Die Turingmaschine ist, wie Schreiber - im Anschluß an Lacans Analyse der konjekturalen Wahlverwandschaft von Kybernetik und Psychoanalyse<sup>12</sup> - präzisiert hat, „so konstruiert, daß sie an den Bitmustern manipuliert, was der Algorithmus step for step vorschreibt. Ein Algorithmus schreibt sich als abstrakte Symbolkette, die die Operationen (Löschung von Buchstaben/Zahlen - Hinschreiben von Buchstaben/ Zahlen) benennt [...]. Eine Folge aus Lös- und Schreiboperationen hat nur wiederholbaren Bestand, wenn sie sich schreibt. Ein ‘Wort’ ist nicht mehr Appell an das Ohr des Anderen, sondern das, was an einem Platz durch ein anderes ersetzt wird, und zwar immer wieder.“ (ebenda, S. 99).

Dieses mit dem Formalismus der 0/1-Codierung auftauchende Feld austauschbarer, leerer Plätze, mittels derer sich transitorische, von den jeweiligen Relata losgelöste Relationen von Platzhaltern

---

<sup>11</sup> „Wollte man den Computer als Medium, wie er uns heute erscheint, in ein Evolutionsmodell bringen, so würde dieses Modell auf die Zeitachse die Bildung einer dynamischen Schnittmenge dreier differenter Komplexe zeichnen, welche nicht sofort begrifflich gegeneinander vertauscht werden dürfen [...]. Das sind: die mathematischen Modelle der Berechenbarkeit, die Ingenieurtechnik der Speicherentwicklung und -adressierung, die Mathematik und Physik der Nachrichtentechnik.“ (Hagen 1997, S. 37). Das überdies jedweder ‘materialistische’ Begriff, mit dem eine wohlunterschiedene Trennung von hardware und software beobachtet werden könnte, zu kurz greift, untersucht W. Hagen (und ähnlich auch schon Pflüger 1994, 1997) an der keineswegs linearen Entwicklungsgeschichte der Programmiersprachen: „Es gibt eine Ubiquität von Anfängen, eine Dissipation des maschinellen Beginns von Computern.“ (ebenda, S. 41)

schaltungstechnisch übersetzen lassen, markiert, wie ich an anderer Stelle<sup>13</sup> ausgeführt habe, den sich selbst entzogenen Spielraum der Medialität, ohne den keine historisch 'neue' Medienkonstellationen beschreibbar wären.

Was erlaubt es nun, ausgehend von diesem symbolischen Platzverweis, in der Metaphorizität der Medien ihre weder bloß eigentliche, 'buchstäbliche' noch uneigentliche, 'bildliche' Bestimmung zu situieren? Und inwiefern lassen sich die in unserem alltäglichen Umgang mit den computergesteuerten Medien eingewohnten und kommunikationstheoretisch eingefärbten Kategorien der *Interaktion*, der *Schnittstelle*, der *Simulation* oder *Repräsentation* medientheoretisch reformulieren? Und zwar dergestalt, daß die nicht-anthropologische Eigenart des Medialen gewahrt bleibt?

Bereits die Binnenanalyse des Computers, d.h. des maschinell implementierten Binär-Codes des *Prozessors*, hatte uns gezeigt, daß es eine mediale Kluft zwischen dem Prozessor und seiner *symbolisch* strukturierten Programmierung besteht: Programmiersprachen sind ebenso wie Compiler, die sog. 'hochsprachliche' Quellcodes in die Maschine bzw. ihre Instruktionstabellen zurückübersetzen, *Repräsentationen* des Prozessors, nicht er 'selbst'. In diesem Sinne sind Programmiersprachen ebenso wie die von ihnen bereitgestellten Betriebssysteme und Anwenderprogramme ausschnittshaft Dissimulationen. Dissimulation besagt: Verstellung, Verbergung, Unähnlichmachen. Eben dies geschieht im Prozess der digitalen Signaverarbeitung, insofern beliebig 'voreingestellte' und - aus der Perspektive des Anwenders wie des Programmierers - imaginär konfigurierbare Schnittstellen in die Transitionslogik des binären Codes übersetzt werden. Diese mediale Nichtkoinzidenz des digitalen Mediums mit sich selbst wiederholt sich auf der imaginären bzw. metaphorischen Ebene der graphischen Benutzeroberflächen und ihrer ikonographischen Gestaltung, wie kindgerecht letztere auch vereinfacht werden mag. Die Eigenart der medialen Übertragungsfähigkeit steigert sich sodann, wenn man die digitale Repräsentation von bisherigen Aufzeichnungs- und Übertragungsmedien reflektiert: Es werden hierbei ja nicht nur die vormaligen medialen Apparate simulierbar, sondern auch bisher als medienspezifisch geltende Darstellungsweisen und Erzählformen. Und es ist dieses imaginäre *interface*, welches *in Gestalt* der computergenerierten Repräsentation von

---

<sup>12</sup> vgl. hierzu: J. Lacan 1973, 1980

<sup>13</sup> vgl. Tholen 1994

Repräsentationen einen virtuellen, un-heimlichen<sup>14</sup> Raum von Sichtweisen und Blickbeziehungen herausbildet. In ihm, oder von ihm her, lassen sich zwischenmediale Unterschiede und Brüche in den Darstellungsweisen selbst erkunden<sup>15</sup>.

### 3. Medialität als Mit-Teilung

In der Soziologie sind es nicht mehr die Massenmedien und die ihnen geschuldete Destabilisierung oder Umgestaltung von Sozialisationsmustern und Arbeitsbeziehungen allein, die das Untersuchungsfeld gesellschaftstheoretischer und empirisch-historischer Fragestellungen beschränken. Beobachtbar ist vielmehr, daß mit den digitalen Medien die Frage nach dem kategorialen Status der Medien in ihrer *gemeinschaftsbildenden wie -auflösenden* Funktion selbst in den Vordergrund rückt (vgl. hierzu u.a.: Giesecke 1991, 1992, Rammert u.a. 1991, 1992, 1995, Fassler/Halbach 1994, unter sozialpsychologischem Vorzeichen: Schachtner 1993). Es scheint, als ginge uns die 'neue' Technologie der Kommunikation nicht mehr nur in der Weise des individuellen oder 'interaktiven' Umgangs mit ihnen an. Vielmehr wird umfassender gefragt, ob nicht das im anthropologischen Sinne immer schon unterstellte 'Wir', in dessen Namen wir über die Kommunikation und ihre Medien sprechen, zur Disposition steht. Fragwürdig ist also der *sensus communis* darüber, was der *sensus communicationis* eigentlich sei. Anders gesagt: gesucht ist ein medienanalytisch fundierter Begriff der Gemeinschaft und der Gesellschaft, und nicht ihre mehr oder minder romantisch gefärbte Opposition, auch wenn diese in den Internet-Utopien als Wunsch nach einer Nahräumlichkeit *in* der telematisch vernetzbaren Ferne

---

<sup>14</sup> vgl. zur Un-Heimlichkeit oder Spektralität des virtuellen Raums der Medien auch : J. Derrida 1995, S. 29

<sup>15</sup> vielleicht wird erst hiermit - in einer nachträglichen Lektüre also - deutlich, was Heidegger in seiner Kant-Lektüre als die in der traditionellen Metaphysik übersehene Eigenart der raumeröffnenden, an sich selbst heimatlosen Einbildungskraft herausgearbeitet hat: Ihre re-produktive Medialität, d.h. ihre Situiertheit 'inmitten' von Verstand und Sinnlichkeit, ist es, die als *rahmensetzende* begriffen werden muß, weil sie im Sinne eines nicht-vulgären Zeitbegriffs *vor-weg-nehmend* und stets neu *hinzu-kommend* ist (vgl. hierzu Bahr 1994, Tholen 1996). Die mediale Eigenart imaginärer *Antizipation*, die nach Lacan zwischen Hast und Zögern oszilliert, besteht darin, daß sie dank der unverfügbaren, d.h. nur phantasmatisch zu überbrückenden Kluft zwischen Selbstbild und Vorbild gerade in den *Gestaltgebungen* der Kunst die losgelösten bzw. loslösbaren Blicke des *Anderen* exponieren kann. Die differentielle, d.h. aufschiebende Unterbrechung des Vollständigkeitsanspruchs markiert die parergonale Verfaßtheit (Dünkelsbühler 1991) der Einbildungskraft selbst. Nichts anderes meint, wie Walter Benjamin am Beispiel der Photographie und des Films gezeigt hat, die These der Reproduzierbarkeit und Mittelbarkeit

wiederkehrt. Doch erst eine Reflexion des Gemeinschaftlichen, dessen Begriff nicht deckungsgleich mit dem der Kommunikation ist, könnte einen nicht-instrumentellen Medienbegriff auch in gesellschaftstheoretischer Hinsicht konturieren helfen.

Ungeklärt, so meine Eingangsthese, bleibt der Status der Medialität der Medien, wenn diese wie Mittel für Zwecke - und seien es die der Selbsterhaltung gesellschaftlich-funktionaler Systeme - verortet würden. Auch der Begriff der *Kommunikation* und des *Systems*, wie ihn die Systemtheorie in ihrer medientheoretischen Anwendung<sup>16</sup> verwendet, privilegiert, wie ich nun skizzieren möchte, einen durchaus instrumentellen Medienbegriff; dies gilt auch dann, wenn die Mittelhaftigkeit unterschiedlicher Medien wie Wahrheit, Geld, Liebe, Kunst, Recht oder auch Bewußtsein sehr weit gefaßt wird: ihre jeweilige, von der Systemtheorie bereits *als* funktional definierte Äquivalenz erlaubt es natürlich, die jeweiligen Teil- oder Funktionssysteme mal als 'System', mal als dessen zweckdienliches Mittel zu betrachten. Zwei - wenngleich zentrale - Textstellen mögen hier genügen, um Luhmanns Medien- bzw. Kommunikationsbegriff zu erörtern. In seinem grundlegenden Beitrag mit dem Titel *Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?* (Luhmann 1988) wie auch in seiner Untersuchung über die *Realität der Massenmedien* (1996) wird die systemische Beziehung von Kommunikation und Medialität definiert: „[...] Menschen können nicht kommunizieren, nicht einmal ihre Gehirne können kommunizieren, nicht einmal das Bewußtsein kann kommunizieren. Nur die Kommunikation kann kommunizieren.“ (Luhmann 1988, S. 884). Die andere Passage lautet: „Mit dem Begriff der Massenmedien sollen im folgenden alle Einrichtungen der Gesellschaft erfaßt werden, die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Mittel der Verfielfältigung *bedienen* (H.v.m.).“ (Luhmann 1996, S. 10).<sup>17</sup>

---

der Wahrnehmung, mittels derer der Zugang zum Realen ebenso verstellt wie eröffnet wird. (vgl. hierzu insbesondere den Beitrag von Samuel Weber in diesem Band)

<sup>16</sup> ich beschränke mich hier - hoffentlich exemplarisch genug - auf zwei Texte von Niklas Luhmann (1988, 1992) und das umfangreiche Werk von Michael Giesecke (1991) zum *Buchdruck* als systemtheoretisches Musterbeispiel für die *Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*.

<sup>17</sup> Mir geht es hier nicht um eine Analyse dieser Theorie der Massenmedien insgesamt. Und auch nicht um eine ausführliche Würdigung der wohlthuend nüchternen Distanz Luhmanns gegenüber der Verlustrhetorik der Kulturkritik, insofern diese den Massenmedien eine die Unmittelbarkeit des Lebens zerstörende 'Realitätsverdoppelung' durch ihre angebliche Simulation (Baudrillard u.a.) vorwirft. Luhmann geht gerade von dieser Realitätsverdoppelung als der genuinen Funktion der Massenmedien aus, um so gerade die weltbeobachtenden Operationen der Medien wiederum beobachten zu können, und das heißt: sie zu relativieren. Luhmann zeigt desweiteren, daß die Annahme, massenmedial vermittelte Inhalte müßten sich an den Bedürfnissen der Zuschauer orientieren, zu einem unendlichen Regreß und letztlich zur

Was aber und mit wem kommuniziert hier die Kommunikation? Die systemische Eigenschaft der Kommunikation sei Luhmann zufolge wie die jedes Systems<sup>18</sup> diejenige, sich selbst zu erhalten, sich zu reproduzieren und diese Selbst-Reproduktion *als solche* - als rand- oder grenzaufschiebende Selbstaudehnung - *'fortgesetzt'* und *'ununterbrochen'* zu kommunizieren: „Kein System kann *seine eigenen* (H.v.m.) Operationen außerhalb *seiner* (H.v.m.) Grenzen durchführen. Jede Erweiterung der Operationsmöglichkeiten, jeder Zuwachs an Komplexität heißt *eo ipso*: Ausdehnung des Systems. [...] Kein Gesellschaftssystem kann mit seiner Umwelt kommunizieren.“ (Luhmann 1988, S. 899-900). Die Kommunikation - so läßt sich diese Definition zusammenfassen - ist ihre *'eigene'* Gemeinschaft mit sich selbst, das Selbst *als* Gemeinschaftlichkeit bzw. Ganzheit mit sich *'selbst'*<sup>19</sup>. Woher *kommt* dieses *'Selbst'* der

---

Unterstellung eines *'Essenzkosmos'* führen muß. Solcherart begründete Medienwirkungsforschung erweist sich wegen der den Untersuchungen über Einschaltquoten und Empfangsbereitschaften systemeigenen *Konjektur*, also vermutete Akzeptanzen der Zuschauer selber nur vermuten zu können, als zirkulär. Problematisch scheint mir vielmehr bei diesem Forschungsansatz die immer schon unterstellte *kognitive Transparenz* der endlos iterierenden Beobachtungen in ihrem operativen Vollzug selbst zu sein. Die Kategorie in sich geschlossener Operationen suggeriert nämlich, daß es nur am Rand der jeweils bewußt markierten Unterscheidung oder Beobachtung *blinde Flecke* gäbe. Die an Husserl angelehnte Idealität dieser Selbsttransparenz und ihre okulare Metaphorik (*'Das sich sich sehen sehende Auge'*) erlaubt es kaum, die massenmedial generierte Phantasmatik von normativen Vorbildern etwa als blinden Fleck des Begehrens zu situieren.

<sup>18</sup> Diese strukturelle Identität von Kommunikation und System macht - innerhalb des systemtheoretischen Begriffsgefüges selbst - den Begriff des *'Kommunikationssystems'* eigentlich überflüssig.

<sup>19</sup> Dieses systemtheoretische Schema der Ganzheit, welches das System als Selbsterhaltung und die Medien als deren Mittel bestimmt, führt in den - materialhistorisch freilich wegweisend zu nennenden - Untersuchungen von Michael Giesecke über den Buchdruck (Giesecke 1991, 1992) dazu, instrumentelle Metaphern der Informationstechnologie mit der Funktionsweise der Gesellschaft zu identifizieren. Die Metaphorik der Medien wird hier zur realistisch verstandenen Begriffsmetaphorik. Um nur einige Beispiele zu nennen: Man spricht, so Giesecke, „immer dann von *'Kommunikations-'* bzw. *'Informationssystemen'*, wennman das Ganze fokussieren will und von *'Medien'* bzw. *'Prozessoren'*, wenn man die Elemente dieses Ganzen im Auge hat.“ (Giesecke 1991, S.41). An anderer Stelle heißt es: „*'Medien'*, *'Technik'*, *'Informations-'* und *'Kommunikationssysteme'* setzen sich sowohl aus Materie als auch aus Information zusammen. Sie sind informierte Materie oder materialisierte Information.“ (ebenda, S. 38). Die Ineinssetzung von Mittel, Mitte und Milieu führt sodann zu einer zirkulären Definition der Medien- und Computermetaphorik: „Das Medium erscheint, wie es auch die Geschichte dieses Begriffs nahelegt, als die unausweichliche Umwelt [...] der Informationssysteme oder als Mitte, das *'Milieu'* zwischen ihnen. Andererseits können aber auch die Speicher nicht ohne dazwischengeschaltete Transformatoren hintereinandergespeist werden. Es macht [...] nur Sinn, von Medien zu reden, wenn man zugleich die Prozessoren sieht, die an diese Medien anschließen. Umgekehrt braucht man Medien, um Phänomene als informationsverarbeitende Systeme identifizieren und beschreiben zu können.“ (ebenda, S. 39). Reflektiert wird hier nicht, wie ich oben skizziert habe, der kategoriale Status der metaphorischen *'Als-ob-Bestimmungen'*, so daß der Gebrauch der Metaphern zur unmittelbaren

Kommunikation und der mit ihm verbundene apriorisch sich gebende Imperativ der ‘Selbst- oder Bestandserhaltung’? Nun : Die *Anwesenheit* dieses Selbst ist in der systemtheoretischen Fassung immer schon vorausgesetzt. Das der Kommunikation und dem System ‘eigene’ Selbst *kommt* nicht, sondern ist als unüberschreitbarer Horizont bereits konstituiert. Folgerichtig braucht die Selbigkeit dieses Selbst nicht - von einem anderen her - begründet oder abgeleitet zu werden: Sie ist - *selbstreferentiell*-geschlossen - immer schon *da*. Die abgegrenzte bzw. sich abgrenzende Selbstpräsenz kennt kein ihr gegenüber Anderes oder *Abwesendes*: sie operiert immer schon mit diesem anderen als ihr *eigenes* anderes, von ihr bereits *unterschiedenes*. Daraus folgt: Das vom System als Umwelt *definierte* ‘Außen’ existiert nur als Mittel der eigenen *Beständigkeit*, die keine wäre, wenn sie an sich selbst von Unbeständigkeit durchzogen wäre. Diese Beständigkeit wahrt jedoch ihre vorausgesetzte Präsenz nur, wenn sie diese *ständig* in Anspruch nimmt: „Die Autopoiesis sozialer Systeme ist nichts weiter als dieser *ständige* (H.v.m.) Prozess des Reduzierens und Öffnens von Anschlußmöglichkeiten [...] Die Evolution der gesellschaftlichen Kommunikation ist nur möglich in *ständiger* (H.v.m.) Kopplung mit Bewußtseinszuständen.“ (ebenda, S. 888).

Die Vorentschiedenheit der Systemtheorie für diese ‘überschneidungsfreie’ Selbstpräsenz kann die Medialität der Medien - also das, was nach Benjamin die Kommunikation, um sie zu ermöglichen, bereits geteilt und unterbrochen hat - nur im Sinne einer quasi-biologischen Metaphorik als ‘conservation of adaptation’ (H. Maturana), als zweckdienliches Mittel der Bestandserhaltung situieren: Die Kommunikation benutzt „Bewußtsein als Medium“ (ebenda, S. 891). Die operationalistisch gewendete aristotelische Definition<sup>20</sup> des Mediums lautet daher: „Ein Medium ist also Medium nur für eine Form, nur gesehen von einer Form aus. [...] Das Gesetz von Medium und Form lautet: daß die *rigidere* (H.v.m.) Form sich im *weicheren* (H.v.m.) Medium durchsetzt.“ (ebenda, S. 891-892). Auch wenn innerhalb dieses operativen Horizonts man bei

---

Analogisierung führt. Hierzu, abschließend, noch ein weiteres Beispiel: „Man verfährt im individuellen Tun und im Gemeinschaftshandeln nach Altvätersitte oder, modern gesprochen, nach den gespeicherten Programmen.“ (ebenda, S. 47)

<sup>20</sup> Auch wenn Sybille Krämer in ihrem erhellenden Beitrag über den Beitrag der Systemtheorie zu einer noch ausstehenden Medientheorie (Krämer 1998) hervorhebt, daß Luhmanns Form-Medium-Unterscheidung sich von der klassischen Form/Materie-Unterscheidung distanziert, sehe ich noch nicht den wesentlichen Unterschied, der mit einer funktionalistischen (in Luhmanns Selbstbeschreibung: operativ-konstruktivistischen) Definition von Medium und Form als einer kombinatorischen Wechselwirkung zwischen beiden gegeben wäre: die instrumentelle Relation zwischen Form und Medium ist eine strikt kausale.

Luhmann von einer „Modalisierung des Medienbegriffs“ (Krämer 1998, S. 2)<sup>21</sup> sprechen kann, ist der Horizont dieser Modalität ein durchgängig instrumenteller: Kommunikation als autopoietisches System, so Luhmann, reproduziert *mit Hilfe* von Sprache Kommunikation, welche wiederum Bewußtsein als Medium in *Anspruch* nimmt. Es ist, das sei hier beiläufig bemerkt, eben diese *appellative* Definition der Sprache, die sie als Verständigungsmittel bestimmt und darin verkennen muß. Daß die Kommunikation mit sich selbst zu kommunizieren habe, entspricht nämlich, wie Lacan gezeigt hat, dem *imaginären* Charakter des *Anspruchs* selbst: im Anspruch wähnt das Subjekt, daß der andere (d. h. der *Nebenmensch*, auf den - wie Freud gezeigt hat - das Subjekt stets verwiesen bleibt) über die Sprache als einem Mittel vollständig und ungeteilt verfüge; und da der andere doch ihm, dem Subjekt, ähnlich sei (im Sinne der imaginären Beziehung), solle die Sprache ihm ebenso wie dem anderen zur (operativen) Verfügung stehen. Daß also in Luhmanns Theorie der Kommunikation diejenige der Sprache ein Desiderat bleibt, ist medientheoretisch keineswegs unerheblich: Wenn das ‘Sprechwesen’ Mensch ab ovo durch die Sprache geteilt ist, dann ist es auch nicht, wie Luhmann in seiner *Soziologie der Massenmedien* behauptet, die Funktion der Sprache, den ‘unmittelbaren Kontakt’, oder die ‘Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfängern’ zu ‘unterbrechen’ (Luhmann 1996, S. 11). Vielmehr teilt sich uns die Sprache, ebenso wie das metonymische Begehren, das jene in Anspruch nimmt, nur mit, indem sie uns teilt und sich teilt. Ihr differentieller Aufschub artikuliert allererst die Anwesenheit und Abwesenheit von Kommunizierenden.

Diese der Sprache bzw. Schrift innewohnende „Tele-Technik“ (Derrida 1995, S. 91)<sup>22</sup> zeigt, daß der Begriff der Kommunikation bzw. der Gemeinschaft als *Mit-Teilung*<sup>23</sup> neu gefaßt werden

---

<sup>21</sup> Daß Luhmanns Begriff der Differenz eine stets markierte, also als gegeben angenommene Unterscheidung meint, selbst da noch, wo diese den *unmarkierten* Raum zwischen iterativen Beobachtungen von Beobachtungen erster und zweiter Ordnung bestimmt, habe ich an anderer Stelle nachzuzeichnen versucht (Tholen 1994). Differenz als präexistenter Zeit-Raum der Eröffnung von Spielräumen ist jedenfalls, wie Heidegger und Derrida in ihren Kant- bzw. Husserl-Lektüren gezeigt haben, kein *gegebener* Horizont, sondern die Verschiebung, die den Horizont als jeweiligen Ausschnitt von Möglichkeiten zu denken erlaubt. Luhmann betont selbst, daß er den Horizont als bereits gegebenen annimmt und nicht nach seiner Konstitution fragt: Die These des operativen Konstruktivismus „setzt Welt nicht als Gegenstand, sondern im Sinne der Phänomenologie als Horizont voraus.“ (Luhmann 1996, S. 18)

<sup>22</sup> Daß mit dem grammatologischen Begriff der Spur auch ein Begriff des Mediums als mediale Verschiebung von Machtbeziehungen mitgedacht ist, zeigen die neueren Arbeiten Jacques Derridas, in denen er das Prekärwerden öffentlicher Räume in und durch die neuen Medien untersucht hat: „Und wenn

kann: Die Gemeinschaft, genauer: das gemeinsame Erscheinen als solches, ist nicht die substantielle Verschmelzung mit sich selbst, mag diese rousseauistisch, kommunistisch<sup>24</sup> oder bloß als kommunikativer Horizont des Verstehens bestimmt werden. Der *sensus communis* ist vielmehr, wie die Sprache als Medium bereits zeigte, das Geschehen der *Übermittlung*, das uns voraus ist bzw. auf uns zukommt, um ein 'Wir' der Kommunikation erst zu bilden. Die ursprüngliche Übermittlung als *gemeinschaftliches Dazwischen* ist, wie Jean Luc Nancy gezeigt hat, nicht nur das Fehlen von Substanz, Ursprung oder Bestanderhaltung, sondern dasjenige, was eben dieses Fehlen jeglicher 'Wesenheit' mitteilt. Sie ist definitionsgemäß weder ein transzendentaler Ort noch ein fundamentales Sein. Sie ist nicht im ontologischen Sinne gegeben: „Nun kann 'sich' aber die Mit-Teilung 'selbst' nicht mitteilen: Sie ist das Hin und Her, die Partitur und das Teilen der Kommunikation. Man kann sie nicht mitteilen, wie man etwas, irgendeine Bedeutung mitteilt. Was nicht heißt, daß sie nicht der Logik der Darbietung, des Gegenwärtigwerdens unterläge. Nichts anderes als eben 'Mit-Teilung' erlangt Gegenwart. Das bedeutet, wenn es so etwas wie Gegenwärtigsein gibt, dann ist es auch Mit-Teilung [...]. Es gibt keine Gegenwart, die nicht [...] der (Mit-) Teilung *ausgesetzt* wäre.“ (Nancy 1994, S. 185),<sup>25</sup>

Die unhintergehbare A-Präsenz, in der sich die mit-teilende Gemeinschaft wie die Metaphorik der Medien auf Distanz hält, läßt nun auch eine medientheoretische Bestimmung des Verhältnisses von Medien, Technik und Kunst zu, die der gängigen Opposition von Instrumentalität der Medien und kreativer 'Autorschaft' des Künstlers sich entzieht. Gerade im

---

diese entscheidende Grenze [zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten] sich verschiebt, dann deswegen, weil das Medium, in dem sie sich instituiert, das heißt das Medium der Medien selbst (die Information, die Presse, die Telekommunikation, die Techno-Tele-Diskursivität, die Techno-Tele-Ikonizität, das, was ganz allgemein die Raumwerdung des öffentlichen Raums gewährleistet und determiniert, die Möglichkeit selbst der *res publica* und die Phänomenalität des Politischen) weil dieses Element selbst weder lebendig noch tot ist, weder präsent noch abwesend [...] (Derrida 1995, S. 87).

<sup>23</sup> Ich resümiere im folgenden die zwar medientheoretisch grundlegende, aber leider wenig rezipierte Dekonstruktion des *Sinns der Gemeinschaft*, die Jean-Luc Nancy zur Neubestimmung einer Philosophie des Politischen in mehreren Arbeiten unternommen hat (vgl. u.a. Nancy 1988, 1994).

<sup>24</sup> „Der 'Kommunismus' vermochte jedoch nicht, sich von den von jeher 'theologischen' ('onto-theologischen') Interpretationen vom 'Tod Gottes' in 'Mensch', 'Geschichte' und 'Wissenschaft' zu unterscheiden. Wir stehen am Ende dieser Interpretationen. Und was mit diesem Ende auf uns zukommt, darauf verweist das Denken, die Praxis des Teilens.“ (Nancy 1994, S. 171)

<sup>25</sup> Somit verweist der Gemeinschafts- oder Kommunikationsbegriff an sich selbst auf die ihm vorausgehende ontisch-ontologische Differenz, die in allen bisher historisch wirkmächtigen Gemeinschaftsutopien phantasmatisch überwunden werden sollte. Die Atopik des Gemeinschaftlichen hingegen ist kein besetzbarer Ort: „Das Sein in der Gemeinschaft ist nichts 'Gegebenes'. Das, was mit



*sensus communis*, im Gemeinsinn der ästhetischen Urteilskraft, so wie ihn Kant zu bestimmen versuchte, zeigt sich nicht, wie Hans-Joachim Lenger gegen vorschnelle und gängige Kantinterpretationen gezeigt hat (Lenger 1996), das *Erhabene* als ein intentional *erfüllbarer* Sinn, sondern vielmehr das Undarstellbare an ihm: „Die reflektierende Urteilskraft verfährt also mit gegebenen Erscheinungen [...] *technisch*, nicht gleichsam bloß mechanisch, wie Instrument, unter der Leitung des Verstandes und der Sinne, sondern *künstlich*, nach dem allgemeinen, aber zugleich unbestimmten Prinzip einer zweckmäßigen Anordnung der Natur in einem System, gleichsam zu Gunsten der Urteilskraft[...]“ (Kant 1983, S. 190) In diesem ‘gleichsam’, in der Darstellungsregel des ‘als ob’, das ich oben die Metaphorizität des Medialen genannt habe, bekundet sich, wie Lenger präzisiert, gerade mit den Sichtweisen und Präsentationsformen der neuen Medien ein Chiasmus von Sprache und Technik, der ihr instrumentelles Verständnis *verwindet*: „Technik und Künstlichkeit vor aller Kunst [haben] sich also immer schon im Feld einer ursprünglichen Diszlozierung [...] zugetragen, wo sie nämlich den Ursprung des Mangels oder vielmehr den *Mangel an Ursprung* supplementieren.“ (Lenger 1996 , S. 10). [...]

#### 4. Medialität als Rand der Sichtbarkeit

[...]